Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 9 (1905-1906)
Heft: 12

Artikel: Die Heimkehr
Autor: Maupassant, Guy de
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664173

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die junge Mutter zu dem Korbe,
Der in des Baumes Schatten steht,
Nach ihrem Kindlein froh zu schauen,
Und in dem Blick liegt — ein Gebet. —
Und schweift des Vaters Blick hinüber
Zum Baume, wo sein Knäblein ruht,
So führt er frischer drauf den Spaten,
Und neu durchglüht ihn Kraft und Mut.

Doch zieht nach mühevollen Tagen,
Der Sonntag klingend ein ins Land,
Dann sitzen unterm Blütenbaume
Die jungen Eltern Hand in Hand.
Das Kindlein auf dem Schooß der Mutter
Jauchzt freudig in den Tag hinein.
Und um drei frohe Menschenkinder
Webt eitel Glück und Sonnenschein.

Emilie Locher-Werling, Zürich.

Die Heimkehr.

Von Guy de Maupassant.

Das Meer peitscht die Küste mit seinen kurzen, eintönigen Wogen. Kleine, weiße Wolken huschen über den weiten blauen Himmel; wie Vögel trägt sie der rasche Wind dahin; und das Dorf in dem nach dem Ocean herabfallenden Talkessel ist in Sonnenglut getränkt. Ganz am Eingang, an der Landstraße, steht einsam und allein das Haus des Martin Levesque. Es ist dies eine kleine Fischerwohnung mit Tonwänden und einem mit blauen Schwertlilien geschmückten Strohdach. Vor der Tür sieht man einen Garten, so groß wie ein Taschentuch, in dem Zwiebeln, ein wenig Kohl, Petersilie und Kerbel wachsen. Eine Hecke schließt den Garten vom Wege ab.

Der Mann ist auf den Fischzug, die Frau sitzt vor der Tür und bessert die Maschen eines großen braunen Netzes aus, das wie ein ungeheures Spinngewebe über die Wand gespannt ist. Ein Mädchen von 14 Jahren sitzt am Eingang des Gartens vornüber gebeugt auf einem Rohrstuhl und flickt Wäsche, ärmliche, schon oft ausgebesserte Wäsche. Ein anderes Mädel, — etwa ein Jahr jünger, wiegt in ihren Armen ein ganz kleines Kind; während zwei Kinder von zwei nnd drei Jahren an der Erde sitzen, mit ihren ungeschickten Händen im Sande tappen und sich den Staub in die Gesichter werfen.

Niemand spricht. Nur der Säugling, den man einzuschläfern versucht, weint ununterbrochen mit dünner, aber scharfer Stimme. Im Fenster schläft eine Katze; und am Fuße der Mauer bildet aufgeblühter Goldlack ein schönes Beet, um welches Scharen von Fliegen schwirren.

Das Mädchen, das am Eingang näht, ruft plötzlich:

„Mama!"

Die Mutter antwortet: „Was hast du denn?"

„Da ist er wieder!"

Sie sind unruhig seit heute morgen, weil ein Mann das Haus umschleicht; ein alter Mann, der recht ärmlich aussieht. Sie haben ihn bemerkt, als sie den Vater nach dem Boot brachten. Er saß auf dem Graben ihrer Tür gegenüber. Als sie dann vom Strande zurückkamen, fanden sie ihn wieder, wie er das Haus anstarrte.

Er schien krank und sehr elend zu sein. Eine Stunde lang hatte er sich nicht gerührt; als er dann aber sah, daß man ihn wie ein Übeltäter betrachtete; war er aufgestanden und mit schleppendem Schritte fortgegangen.

Aber bald hatten sie ihn wieder mit seinem langsamen und matten Gange zurückkommen sehen; dann hatte er sich wieder gesetzt, aber diesmal ein wenig weiter, gerade als wenn er sie belauern wollte.

Die Mutter und die Mädchen hatten Angst. Besonders die Mutter fürchtete sich, weil sie von Natur schreckhaft war, und ihr Mann erst bei sinkender Nacht vom Meere heimkehren sollte.

Ihr Mann hieß Levesque; sie nannte man Martin, und die Kinder hatte man Martin-Levesque getauft. Sie hatte nämlich in erster Ehe einen Matrosen, namens Martin, geheiratet, der alle Sommer nach Neufundland auf den Kabeljaufang fuhr.

Nach zweijähriger Ehe verschwand das Schiff, das ihren Mann trug, ein Dreimaster aus Dieppe. Man hörte nie wieder etwas von ihm; von den Matrosen, die sich darauf befunden hatten, kam keiner wieder; und man nahm allgemein an, das Schiff sei mit Mann und Maus untergegangen. Die Martin wartete zehn Jahre auf ihren Mann und ernährte mit Mühe und Not ihre beiden Kinder; da sie aber eine brave, tüchtige Frau war, so bewarb sich ein Fischer aus der Gegend, mit Namen Levesque, ein Witwer mit einem Knaben, um sie. Sie heiratete ihn und schenkte ihm zwei Kinder.

Sie lebten kümmerlich und mußten hart arbeiten. Das Brot war teuer und Fleisch kannten sie kaum. Manchmal machte man im Winter, in den Monaten der Windstillen, beim Bäcker Schulden. Trotzdem gediehen die Kleinen, und man sagte allgemein: „die Martin-Levesques sind brave Leute. Die Martin ist eine tüchtige Hausfrau, und Levesque hat als Fischer nicht seinesgleichen."

Die Tochter, die im Garten saß, fuhr fort:

„Man möchte glauben, er kennt uns. Vielleicht ist es ein Armer aus Epreville oder Anzebox."

Aber die Mutter täuschte sich nicht. Nein, nein, der Mann war sicher nicht aus der Gegend.

Da er sich gar nicht vom Flecke rührte und die Augen hartnäckig auf die Wohnung der Martin-Levesque heftete, so wurde die Martin wütend; sie ergriff eine Hacke, trat auf den Fremden zu und fragte den Vagabunden:

„Was macht Ihr da?"

Er antwortete mit heiserer Stimme:

„Ich schöpfe frische Luft! Tue ich Euch damit ein Unrecht an?"

Sie fuhr fort: „Warum spioniert Ihr denn da vor meinem Haus?"

Der Mann erwiderte: „Ich tue niemandem Böses. Ist es nicht erlaubt hier zu sitzen?"

Sie wußte nicht, was sie darauf erwidern sollte, und kehrte ins Haus zurück.

Langsam verstrich der Tag. Gegen Mittag verschwand der Mann. Aber um 5 Uhr ging er wieder vorüber. Während des Abends sah man ihn nicht mehr.

Levesque kam in der Nacht nach Hause. Man erzählte ihm die Sache, und er meinte: — „Das ist irgend ein Strolch oder sonst ein Taugenichts."

Ruhig legte er sich schlafen, während seine Frau noch immer an den Landstreicher dachte, der sie mit so merkwürdigen Augen angesehen hatte.

Am nächsten Tage wehte starker Wind, und der Matrose, welcher einsah, daß er nicht aufs Meer fahren konnte, half seiner Frau beim Ausbessern der Netze. Gegen neun Uhr kam die älteste Tochter, die fortgegangen war, um Brot zu holen, mit entsetzter Miene ins Zimmer gelaufen und rief;

„Mama, da ist er wieder!"

Die Mutter durchfuhr ein Schauder, und sie sagte mit totenblassem Gesicht zu ihrem Mann:

„Geh, sprich mit ihm, Levesque; er soll uns nicht fortwährend belauern; das macht mich verrückt."

Levesque, ein großer Matrose mit gebräuntem Gesicht, langem roten Bart, blauen Augen und starkem Hals ging ruhig hinaus und näherte sich dem Landstreicher.

Und nun fingen sie miteinander zu sprechen an.

Ängstlich und zitternd beobachteten sie die Mutter und die Kinder von weitem. Plötzlich erhob sich der Unbekannte und kam mit Levesque auf das Haus zu.

Erschreckt wich die Martin zurück. Ihr Mann sagte zu ihr:

„Gieb ihm ein Stück Brot und ein Glas Apfelwein. Er hat seit vorgestern nichts gegessen!"

Nun traten sie beide in die Stube, während die Frau und die Kinder ihnen folgten. Der Landstreicher setzte sich und fing an zu essen, wobei er vor all den Blicken den Kopf senkte.

Die Mutter blieb stehen und betrachtete ihn; die beiden großen Mädchen lehnten an der Tür; die eine trug das kleine Kind und heftete gierig ihre Blicke auf den Fremden; indes die beiden Kleinen, die in der Ofenasche saßen, ihr Spiel mit den Kohlen unterbrochen hatten und den Unbekannten ebenfalls beobachteten.

Levesque hatte einen Stuhl genommen und fragte:

„Ihr kommt also weit her?

„Ich komme von Cette."

„Zu Fuß?"

„Ja, zu Fuß. Wenn man keine Mittel hat, muß man schon."

„Wo geht Ihr denn hin?"

„Ich wollte hierher!"

„Ihr kennt hier jemanden?"

„Das kann schon sein."

Sie schwiegen. Er aß langsam, obwohl er ausgehungert war, und trank nach jedem Bissen Brot einen Schluck Apfelwein. Er hatte ein scharfes faltiges Gesicht und schien viel durchgemacht zu haben. Plötzlich fragte ihn Levesque:

„Wie heißt Ihr denn?"

Er antwortete, ohne den Kopf zu erheben:

„Ich heiße Martin!"

Ein seltsamer Schauder schüttelte die Mutter. Sie tat einen Schritt, als wolle sie sich den Vagabunden deutlicher ansehen; dann blieb sie mit herabhängenden Armen und offenem Munde ihm gegenüber stehen. Niemand sprach ein Wort, bis Levesque endlich weiter fragte:

„Seid Ihr von hier?"

Der andere erwiderte: „Ja, bin von hier!"

Als er dann endlich den Kopf erhob, begegneten sich die Augen der Frau und die seinen, und blieben starr an einander haften.

Dann sprach sie plötzlich mit veränderter Stimme, leise und zitternd:

„Bist du's, mein Mann?"

Er sprach langsam: „Ja, ich bin's!"

Er rührte sich nicht und aß weiter sein Brot.

Überrascht, aber keineswegs erregt, stammelte Levesque:

„Du bist's, Martin?"

Der andere sagte in einfachem Tone:

„Ja, ich bin's!"

Und nun fragte der zweite Mann:

„Und wo kommst du her?"

Der erste erzählte:

„Von der afrikanischen Küste. Auf 'ner Sandbank haben wir Schiffbruch gelitten. Nur wir drei haben uns gerettet, Picard, Vatinel und ich. Dann sind wir von den Wilden gefangen genommen worden, und sie haben uns 12 Jahre dabehalten. Picard und Vatinel sind tot. Ein englischer Schoner hat mich aufgenommen und nach Cette gebracht. Und da bin ich!"

Die Martin hatte zu weinen angefangen und bedeckte sich das Gesicht mit ihrer Schürze:

Levesque fragte:

„Was wollen wir denn nun anfangen?"

Der andere fuhr fort:

„Bist du ihr Mann?"

„Ja, das bin ich!" versetzte Levesque.

Sie sahen sich an und schwiegen. Nun betrachtete Martin die Kinder, die im Kreise standen, und deutete mit dem Kopf auf die beiden Mädchen:

„Sind das meine?"

„Ja, das sind deine!" entgegnete Levesque.

Er erhob sich nicht, umarmte sie nicht, sondern meinte nur:

„Guter Gott, sind die groß!"

Levesque wiederholte:

„Was wollen wir denn nun machen?"

Martin wußte nichts und erklärte schließlich:

„Ich will nach deinem Wunsche handeln. Unrecht will ich dir nicht tun. Aber unangenehm ist es doch immerhin. Ich habe zwei Kinder, du hast drei. Ich will tun, was du willst; aber das Haus, das gehört mir; das hat mir mein Vater hinterlassen; ich bin darin geboren, und die Papiere liegen beim Notar."

Die Martin weinte noch immer und schluchzte leise in ihre blaue Schürze hinein. Die beiden großen Mädchen waren näher getreten und betrachteten ruhig ihren Vater.

Er hatte mit Essen aufgehört und sagte nun:

„Was wollen wir tun?"

Levesque hatte eine Idee:

„Wir müssen zum Pfarrer gehen, der soll entscheiden."

Martin erhob sich, und als er auf seine Frau zutrat, warf sie sich schluchzend an seine Brust und rief:

„Mein Mann! da bist du! Martin! mein armer Martin, du bist da!" Sie hielt ihn in den Armen und er küßte sie bewegt auf die Stirn. Die beiden Kinder, die auf dem Herde saßen, fingen an, zusammen zu heulen, als sie ihre Mutter weinen hörten, und der Jüngstgeborene, den das zweite Mädchen auf dem Arme hielt, begann mit seiner scharfen Stimme zu schreien.

Levesque stand an der Tür und wartete.

„Na, vorwärts," sagte er, „wir müssen die Sache in Ordnung bringen."

Martin ließ seine Frau los, und als er seine beiden Töchter betrachtete, sagte sie zu ihnen:

„Küßt doch wenigstens euren Vater." Trockenen Auges, erstaunt und etwas schüchtern, traten sie zu gleicher Zeit an ihn heran. Er umarmte eine nach der andern, mit einem lauten, schmatzenden Kuß auf beide Wangen. Als das kleine Kind den Fremden näher treten sah, stieß es ein so lautes Geschrei aus, daß es beinahe in Krämpfe verfiel.

Dann gingen die beiden Männer zusammen fort.

Als sie an der Schenke vorüberkamen, fragte Levesque:

„Wie wär's, wenn wir einen Tropfen zu uns nähmen?"

„Mir ist's recht!" erklärte Martin.

Sie traten ein, setzten sich in das noch leere Zimmer und Levesque rief:

„He, Chico! zwei sechssträhnige, vom Guten! das ist Martin hier, der zurückgekommen ist; du weißt doch, Martin, der erste Mann meiner Frau! Martin von den „zwei Schwestern," der verschollen gewesen war."

Drei Gläser in der einen Hand, die Flasche in der andern, trat der dicke, aufgeschwemmte Schenkwirt näher und fragte mit ruhiger Miene:

„Sieh! Sieh! du bist also wieder da, Martin?"

„Ja, ich bin wieder da!" versetzte Martin.

Medizinische Ecke.

Die heilende Kraft des Sonnenbades. Während man früher die Wirkung der Luft- und Sonnenbäder für eine identische gehalten hat, weiß man heute durch Erfahrung und Experimente, daß das Luftbad vorwiegend der Abhärtung dient, das Sonnenbad dagegen als natürliches Schwitzbad zu betrachten ist und vor allem ein kräftigendes Mittel darstellt. Eingehende Untersuchungen über die Wirkung des Sonnenbades auf den Organismus verdankt man Dr. Lenkei. Er stellte fest, daß bei halbstündiger Dauer des Sonnenbades die Pulsschläge sich um 5—10 vermehren, es steigt der Druck sowohl in den Schlagadern wie in den Blutadern, die Zahl der Atemzüge nimmt zu, ebenso die Körpertemperatur, das Gewicht nimmt ab. Diese Veränderungen dauern noch etwa 15 Minuten nach Beendigung des Bades. Bemerkenswerte Heilerfolge erzielte Dr. Guhr mit den Sonnenbädern bei Schuppenflechte, worüber er auf dem diesjährigen Balneologenkongreß in Dresden berichtete. Dr. Guhr beobachtete zufällig einen Knaben, der an Schuppenflechte litt. Dieser nahm öfters kalte Bäder von kurzer Dauer im Flusse und ließ sich alsdann von der Sonne eine Stunde lang bestrahlen. Als er dies mehrere Wochen lang getan hatte, fielen die Schuppen ab und die Haut heilte. Die Wirkung kam in der Weise zu stande, daß der Schweiß die Schuppen erweichte und zur Abstoßung brachte. Als nun Dr. Guhr die Sonnenbäder darauf hin öfters bei Schuppenflechten anwandte, blieb der Erfolg nicht aus. Die Sonnenbäder müssen an einem gegen Wind und kühle Luftströmungen geschützten Orte genommen werden, die Dauer beträgt 20—50 Minuten. Den Abschluß des Bades bildet eine kühle Wasseranwendung, eine Douche, Abwaschung und Frottierung. Darauf folgt ein Spaziergang von etwa halbstündiger Dauer. Fiebernde, entkräftete, herzleidende, zu Blutungen neigende Menschen, sowie solche, welche hohe Temperaturen überhaupt schlecht vertragen, dürfen Sonnenbäder nicht gebrauchen.

* * *

Stockwerkhöhe der Wohnung und ansteckende Krankheiten. Daß die Entstehung und Verbreitung mancher Krankheiten durch die Stockwerklage der Wohnungen beeinflußt wird, ist eine allbekannte Tatsache. So leiden die Insaßen der Kellerwohnungen häufig an Rheumatismus infolge der dort herrschenden Kälte und Feuchtigkeit, in Dachwohnungen ist die Kindersterblichkeit sehr hoch wegen des Verderbens der Milch und infolge dessen leicht entstehender Brechdurchfälle. Aber auch zwischen den ansteckenden Krankheiten und der Etagenhöhe der Wohnungen bestehen gewisse gesetzmäßige Beziehungen, wie Dr. Rosenfeld in Wien auf Grund der Statistik der Stadt Wien für die Jahre 1892—1899 nachgewiesen hat. Es ergibt sich aus derselben, daß die Höhenlage der Wohnung von Einfluß ist auf die Häufigkeit der ansteckenden Krankheiten. So kommen bei der einen Krankheit die meisten Fälle im Parterre vor, bei der andern im ersten Stock. Zur ersteren Kategorie gehören die Blattern,